

Leseprobe aus:
Suzanne Latour: Eines Sommers im August (Claassen Verlag 1998)
Alle Rechte (c) 1998-2012 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten.

ERSTES BUCH

I.

Wir sind drei Schwestern, Nina, Marie-Belle, und ich, und jedes Jahr verbringen wir den Sommer in diesem Haus, zusammen mit unserem Vater, der, glaube ich, ein wenig Angst vor uns hat; vor mir noch am wenigsten, aber das auch nur, weil ich die Jüngste bin. Oder warum wird er so nervös, wenn wir zu dritt vor ihm auftauchen, etwa nach dem Frühstück, wenn er unten im Salon sitzt und seine Zeitungen liest? Dreimal wöchentlich bekommt er einen dicken Stoß ins Haus geliefert, auch spanische und englische, und diese liest er durch, den ganzen Morgen, und raucht dazu mindestens zwei Päckchen Zigaretten: diese bräunlichen, glatt-häutigen Zigaretten, die es in schwarzen Packungen gibt zu zweiunddreißig Stück, und die den Raum, der gegen das Sonnenlicht mit Jalousien verdunkelt ist, halb süß, halb würzig parfümieren. Ich bin die einzige von uns, die das mag, Nina sagt, sie bekommt Kopfschmerzen davon, und Marie-Belle sagt, ihr würde schlecht, und dann bekommen sie zwei Falten auf der Stirn und rufen im Chor, ob er das denn nicht endlich seinlassen könne. Ach, und wie Papa dann seufzt und uns mit sorgenvollen Augen betrachtet und die angefangene Zigarette in den Aschenbecher drückt, o meine Töchter, ihr drei kleinen Rachefee, könnt ihr mich nicht endlich in Frieden lassen. Ich arbeite für euch, Sorge mich und plage mich: ein kleines Laster von den vielen, die ich euch zuliebe aufgegeben habe, könntet ihr mir zugestehen. Dabei zwinkert er mir zu, und ich zwinkere zurück, und prompt gibt mir Nina einen Stoß in die Rippen, natürlich so, daß Papa es nicht sieht, und ich weiß dann, was sie mir stillschweigend androht, denn sie hat mir schon oft gesagt, wenn ich etwa anfinde, mich mit Papa gegen sie und Marie-Belle zu verbünden, dann würden schlimme Zeiten für mich anbrechen. Ich glaube ihr das auch, sie ist die Älteste von uns dreien, und die Schönste ist sie noch dazu; sie hat schwarzes Haar und weiße Haut ohne einen Schimmer von Rot auf den Wangen, und grüne Augen, die ganz fuchsig dreinblicken können, und wenn sie ihr weißes Kleid anzieht, sieht sie aus wie Schneewittchen, jedenfalls, wenn sie dann den Mund nicht aufmacht. Onkel Vic nannte sie eine Zeitlang so, bis sie, plötzlich außer sich, ihn anfauchte, daß ihr Name Nina sei, Nina, Nina und nichts als Nina, und er möge sie in Dreiteufelsnamen mit derlei albernen Attributen verschonen; Onkel Vic war so entgeistert über die Gewalt, die er nichtsahnend entfesselt hatte, daß er eine halbe Stunde lang überhaupt nichts mehr von sich gab und sie danach nur noch, wie man so sagt, mit Samthandschuhen anfaßte. Nina ist zum Fürchten streng. Sie war diejenige,

die von Anfang an alles bestimmt hat: wer von uns welche Schmuckstücke trägt (das waren die, die Mama uns zurückgelassen hatte), wer die größte Portion Mousse au Chocolat ißt, wer sich als erste einen von den Seidenstoffen aussuchen durfte, die Papa aus China mitbrachte. Wenn wir spielten, war sie die Königin, und Marie-Belle und ich immer nur Schwestern, die nicht viel zu sagen hatten, oder Hofdamen oder Dienerinnen, auf jeden Fall ein gut Teil häßlicher als sie. Als Sandro und seine Bande aus dem Dorf noch immer kamen, da mußten sie ihr alle Ehrerbietung bezollen und der Reihe nach um ihre Hand anhalten, und sie saß auf einem Baumstumpf und lachte sich halbtot über die häßlichen Bauernjungen mit dem strohigen Haar und den sonnenverbrannten Gesichtern. Immer wieder mußten wir Hofstaat und Gefolge spielen, bis es uns allen zum Hals heraushing, vor allem mir; ich hätte lieber Mauren und Spanier gespielt oder wäre mit Sandro Fische fangen gegangen. Sandro galt damals vielen als ein Angeber, aber niemand wagte es, offen gegen ihn zu meutern; er hätte ihn unerbittlich zum Zweikampf herausgefordert. Ich bewunderte ihn sehr. Sandro konnte klettern wie eine Katze, ohne Sattel reiten, auch im Stehen (er tat es nur einmal in aller Öffentlichkeit, das war eine Wette gewesen; beim zweiten Mal verletzte er sich den Bauch, so daß er drei Monate lang liegen mußte), und am schnellsten rennen von uns allen. Ich hätte ihm gerne gezeigt, daß ich auch ganz gut auf Bäume klettern kann und daß ich nahe bei unserm Haus einen Hochsitz in einer Eiche habe, von dem aus man ganz weit in die Ferne sehen kann. Ich wagte es aber nie, ihn zu fragen; alle wußten, daß er Nina verehrte, weil alle Räuberhauptmänner eine Frau verehrten, das sei eben so Sitte; im übrigen spuckte er auf Mädchen, und mich hätte er ohnehin nicht gewollt, weil ich so viele Sommersprossen habe.

Aber das alles ist nun schon eine Zeit her, es war damals, als Nina noch nicht wußte, daß sie Pianistin werden wollte, und Marie-Belle noch nicht dauernd in den Spiegel oder in die Magazine sah, und wir alle lieber draußen im Garten und in den Feldern waren, Johannisbeeren pflückten und wilde Brombeeren, und Zirkusspiele veranstalteten, bei denen Leute zu Tode kamen, natürlich nicht wirklich, sondern nur gespielt. Einmal hexten sie ein kleines Mädchen weg, das danach den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein kam. Wir suchten die Felder nach ihm ab, bis Nina halb verrückt war vor Besorgnis, am Ende aber stellte sich heraus, daß Sandro und ein Freund von ihm, der lange André, es mit Zuckerstangen bestochen hatten, sich für den Rest des Tages in einem Kaninchenstall zu verstecken. Da hat sie ihn vor versammelter Mannschaft geohrfeigt, daß es ihn fast umwarf. Es tat seinem Ansehen nicht gut, aber eigenartiger Weise war er danach noch mehr in sie verknallt als vorher.

Abends machten wir Torte aus den Beeren, die wir gesammelt hatten, bis die ganze Küche rotbesprenkelt war von dem Saft und Matilde tat, als würde sie in Ohnmacht fallen, denn es sah aus, als wäre jemand ermordet worden; sie tat es nur, damit Papa sie auffangen würde, aber unser Vater weigerte sich, das zu tun, was ich auch verstehen kann, denn Matilde parfümiert sich mit Eau de Cologne, daß uns allen immer ganz übel wird, und färbt sich die Haare mit einer stinkenden Creme und trägt sie nach oben toupiert, so wie ein Vogelnest; wir haben ihr schon

öfter vorgeschlagen, ob sie sich nicht auch noch ein Wachtelei dort hineinlegen will, aber Matilde sagt, sie braucht das Ei, um uns den Mund zu stopfen. Die Torte schmeckte auch ein bißchen nach Veilchen, und Onkel Vic aß natürlich das meiste davon; ich aber wollte immer den Saft haben, den man mit Buttermilch mischen kann; den trank ich abends vor dem Schlafengehen, denn Nina sagte mir, davon würde man schön. Jetzt spielt sie stundenlang Klavier, ganz düsteres Zeug, so dunkel, daß einem die Bassnoten im Magen rumoren, oder so klirrend, daß einem vor Schreck die Zähne rausfallen, und wenn ich mich vor sie hinstelle und frage, warum zum Teufel spielst du so etwas, warum spielst du nicht St. Saens oder Liszt oder meinetwegen Mozart, dann tritt sie nach mir und blinzelt mich wütend an, was willst du, du dumme Kröte, du verstehst nichts davon, also scher dich fort. Papa bettelt sie an, immer wieder, ihr doch endlich einen Flügel zu kaufen, aber Papa bleibt hart und läßt sich nicht erweichen. „Hör mir zu, Nina,“ sagt er ihr, „jede von euch dreien hat an ihrem achtzehnten Geburtstag einen Wunsch frei, wie groß er auch sein mag, aber ich kann dir nur raten, dir deine Sache gut zu überlegen.“ Er schaut sie dabei so eindringlich an, daß sie tatsächlich still wird, die Lippen zusammenpreßt und ihrer Wege geht, sehr nachdenklich.

Marie-Belle ist träge geworden: wie ein verschlafenes Schaf, sage ich - wie ein Dornröschen, das irgendwann wachgeküßt werden muß, sagt Onkel Vic. „Du bist immer so poetisch, wenn es um Frauenschönheit geht“, höhnt Papa. „Die Worte schlummern in den Dingen und wollen erweckt werden,“ erwiderte Onkel Vic galant, und Papa verschluckte sich an seinem Kaffee vor Ärger und flüchtete hustend in den Garten. Marie-Belle ist oft bei Matilde in der Küche und stiehlt sich Krapfen und Rosinen, und Papa droht ihr immer, halb im Scherz, halb meint er es ernst, daß sie eines Tages dick werden würde, wenn sie sich weiterhin so wenig bewege. Es ist aber wahr: sie kann den ganzen Tag in der Hängematte liegen, vom Sonnenlicht umgossen, und vor sich hinträumen.

Das Dorf ist einsam, seitdem Sandro und seine Kameraden fort sind, um auf die höhere Schule zu gehen. Ein paar Familien sind auch weggezogen; ich habe die verlassenen Häuser gesehen, wie sie in der Mittagsglut standen und starben, die Fenster blind oder eingeschlagen, die Geranien in den Blumentöpfen vertrocknet, die Türen sperrangelweit offen, und alles so still, totenstill, keiner, der ein Lied pfiff, kein Huhn, das im Gras nach Körnern pickte, kein Klappern von Geschirr, gar nichts. Ich bin danach nicht mehr ins Dorf gegangen. Es ist ohnehin zu weit, fast sechs Kilometer, nur wenn man am Fluß entlanggeht, ist es kürzer. Unser Haus liegt recht einsam, inmitten von Lavendelfeldern. Wenn man auf den oberen Balkon geht, dehnen sie sich bis an den Horizont, nur hie und da ist noch ein Zypressenwäldchen auf einem Hügelkamm, und weiter hinten der Fluß; nur muß man schon wissen, daß es ihn gibt, sonst sieht man ihn nicht. Wenn die Felder blühen, im Juni und Juli, dann kommt es mir manchmal vor, als sei unser Haus, ein weißes Haus, das einzige weit und breit, so allein wie ein Boot auf dem Meer, und wenn ich mich abends zu Bett lege und auf die Stille horche, auf das Zirpen der Grillen und das Rascheln des Windes in Blättern und Gräsern, dann wünsche ich mir, halb fürchte ich mich davor, daß wir am nächsten Morgen nicht mehr dort

sein werden, wo wir am Abend gestanden haben. Der Lavendelduft erfüllt das ganze Haus, morgens ziehen wir alle Jalousien hoch, öffnen die Fensterläden, um ihn hereinzulassen, wir haben auch Lavendelsträucher überall, die an den Holzbalken schaukeln und, wenn sie eintrocknen, ihren Duft noch intensiver verströmen. Es ist gut gegen Stechmücken und Fliegen, aber auch gegen Schlaflosigkeit und böse Träume, sagt Matilde. Ich weiß nicht, ob das stimmt, ich kann mich am Morgen an meine Träume überhaupt nicht erinnern.

Papa hat gesagt, ich soll meine Mathematik wiederholen, jetzt in den Ferien sei die beste Gelegenheit dazu. Also gibt Nina mir Nachhilfe. Wir setzen uns zusammen auf die Terrasse im kühlen Morgenschatten und unerbittlich erklärt sie mir Geometrie, drei Stunden lang, wer soll das aushalten? Ich nutze jede Gelegenheit, um zu entweichen. „Nina, soll ich Apfelsaft holen?“ und dann nickt sie gnädig, und setzt hinzu, wenn ich länger als fünf Minuten wegbliebe, würden wir eine halbe Stunde länger machen, also gebe ich mir große Mühe, nach exakt vierdreiviertel Minuten wieder aufzutauchen, ein Tablett mit Gläsern und Eiswürfeln auf den Unterarmen, dazu etwas Schokolade, denn Schokolade ißt sie für ihr Leben gern. Sie runzelt die Stirn, sagt aber nichts. Ich aber setze mich wieder, nehme meinen Block vor und zeichne auf Millimeterpapier lauter geometrische Linien, und Nina sieht sich das alles an, mit schmalen Augen, und sagt nun schon zum dritten Mal, ich soll meinen Bleistift besser anspitzen. „Diese Schmiererei muß ein Ende haben,“ faucht sie plötzlich, reißt das Blatt vom Block, und ich muß von vorn anfangen. Es wird heiß, selbst unterm Sonnenschirm, die Luft flirrt über den Feldern, der Pfirsichbaum duftet betörend, kein Windhauch regt sich, und als ich aufblicke, ertappe ich Nina dabei, wie sie in die Ferne starrt, über die Felder hinweg bis zu der Stelle, wo der rote Sandweg eine Biegung macht, um hinter einem lichten Wäldchen zu verschwinden; dorthin schaut sie und ihre Augen werden weit, wenn sie das tut, und ihre Lippen öffnen sich ein wenig - aber dann erwachte sie mit einem Ruck, funkelte mich an, und sagte heiser, wenn ich noch einen Artisten im Trapez erwische, oder einen Seiltänzer auf der Koordinatenachse, oder eine blühende Parabel, oder sonst irgendwelchen Unsinn, dann sitzt du hier, Luzie, bis du schwarz wirst.

„Ja, Nina,“ sagte ich und beugte mich über mein Blatt, damit sie nicht sah, wie meine Lippen zitterten.

An diesem Tag war ich froh, ihrer Tyrannei zu entkommen und kletterte nach dem Essen sofort in meine Eiche. Sie steht unten am Fluß; wenn man hinten aus dem Garten schlüpft und dann durch den schattigen Hain geht, der weiter unten voller Disteln und Brennesseln ist, so daß man höllisch achtgeben muß; auch gleitet hier und dort eine Schlange durchs Gebüsch, silbrig-grün, mit runden roten Augen, und sie verschwindet, da ich stocksteif stehe und mich nicht zu rühren wage, wieder im Farnkraut, denn der Hain ist stellenweise auch sumpfig, man muß geschickt auf Baumwurzeln treten, um nicht ins Moor einzusinken und sich nasse Füße zu holen oder vielleicht ein paar Blutegel. Hinter dem Waldstück führt ein schmaler Pfad ein paar sanfte Hügel entlang zum Fluß, und dort endlich steht auch meine Eiche, deren niedrigste Äste so dicht über dem Wasser hängen, daß man hinausklettern

und die Beine baumeln lassen kann. Vom höchsten Ast, den man gerade noch erklettern kann, schaut man weit ins Land hinaus, aber selbst von hier aus nichts als Hügelkämme und Felder, seitdem ich überhaupt hier Ausschau halte. Die Blätter rascheln, vom Wind bewegt, wenn man nach oben sieht, so blenden einen glühende Lichtfunken... Einmal schlief ich hier sogar ein, eingelullt von der Mittagshitze und dem Zirpen der Heimchen, und wachte auf, weil mir träumte, ich fiele, und nur weil ich so erschrak, daß mein Herz zu rasen begann, wäre ich fast wirklich gefallen. Dabei sitzt man, weil an dieser Stelle zwei Äste dicht beieinander wachsen, fast so sicher wie zuhause im Sessel. Ich denke immer an Mama, wenn ich hier oben sitze und die schwankenden Baumwipfel betrachte; einmal saß ich bis zum Anbruch der Dämmerung, das Blau der Felder wurde immer leuchtender, der Himmel aber hatte sich bedeckt, Sturmwolken zogen auf, die Blätter begannen zu rauschen, unter mir kräuselte sich das Wasser des Flusses, selbst meine standhafte Eiche begann im Wind zu schwanken wie ein Schiffsmast bei hohem Seegang, plötzlich war alles in Aufruhr, schien sich aufzulösen, es gab keine Erde mehr, keinen Boden mehr unter den Füßen, und während ich mich mit beiden Händen an den Stamm klammerte, hoffte ich plötzlich, der Sturm würde mich der Baumkrone entreißen und mit sich fortnehmen, irgendwohin in einen weiten, friedlichen Abendhimmel, in dem zarte Wolkenstreifen schwimmen wie Inseln im chinesischen Meer.

Mama ist tot, sagen sie alle einhellig, wenn eine von uns dreien nach ihr fragt, das heißt, ich bin die einzige von uns, die das noch tut, obwohl Papa es uns verboten hat. Papa weiß aber nicht, daß Artus sich nicht an die Weisung hält, die er ihm einst auf die Wachstafel geschrieben hat. Artus ist unser Gärtner, er ist schon fast siebzig, und zudem stocktaub, macht aber immer noch alles alleine: Hecken schneiden, umgraben, pflanzen, Kirschen, Äpfel und Birnen pflücken, alles. Diese Tafel hängt an einer Schnur dicht bei der Tür, an einem Nagel in der Kalkwand in dem kleinen Pavillon, in dem Artus wohnt, und in dem auch alle seine Geräte hängen, die Spitzhacken, Rechen, Besen, Scheren, Schaufeln, dazu die Zwiebel- und Knoblauchzöpfe, nach denen es, besonders im Sommer, ganz höllisch riecht bei ihm, aber er will es nicht anders haben. Auf die Schiefertafel hatte Papa ihm einst die Weisung geschrieben, *ne parlez jamais de ma femme*, mit drei dicken Ausrufezeichen, und wenn Artus gerade bei Laune ist, dann malt er mir diesen Satz noch einmal auf die Tafel, in Papas exakter Handschrift, ein listiges Grinsen aufsetzend, während er seinen Schnaps trinkt, denn so etwas macht ihm Spaß. Alles, was ich über Mamas Verschwinden wissen wollte, habe ich ihm mit einem Kreidestummel in Form von kurzen Fragen auf die Tafel gemalt. War Mama schön? Hat sie Papa geliebt? Wer war Anton Sternberg? Warum ließ sie nie mehr etwas von sich hören? Gab es wirklich nur einen einzigen Brief? Artus hat in einer Schublade, die vollgestopft ist mit Postkarten, Briefen und Zeitungsausschnitten, eine Fotografie von Mama, die mich erschreckt hat, als ich sie das erste Mal in den Händen hielt. Sie sah ganz anders aus, als ich sie mir vorgestellt hatte, etwas dicker, dazu diese altmodische Frisur, wie gelackt schimmernde Locken um die Schläfen, ein entrückter Blick, und der Mund ganz eigenartig bemalt: die Oberlippe wie ein Herz und unten

fast nichts. Sie trug ein gerafftes Kleid und ziemlich viel Schmuck, einen Strauß Veilchen am Busen. Da war sie neunzehn, sagte Artus mit seiner rostigen Stimme, und schön wie die Morgenröte, und ich besah mir das Bild noch einmal, und konnte es beim besten Willen nicht finden, merkte aber, daß die Fotografie verblichen und verknickt war, und zudem dort, wo Mamas Busen sich hätte befinden müssen, etwas abgewetzt. Ich bin sicher, daß Mama einen sehr schönen Busen gehabt hat, ich habe nämlich auf dem Boden eines alten Wandschranks einen Büstenhalter gefunden, und Marie-Belle sagte sofort, ihrer ist es nicht, und Nina trägt nur schwarze, ohne jeden Zierat, und dieser hier war champagnerfarben und mit sehr viel Spitze verziert. Alle drei Wochen probiere ich ihn an, ob er mir nicht schon paßt, aber bis jetzt tut er das noch nicht. Manchmal kann ich es nicht glauben, daß dies das einzige sein soll, was von unserer Mutter übriggeblieben ist.

Artus spuckt immer aus - er hat meist sehr viel Spucke im Mund -, wenn ich den Namen von Anton Sternberg auf die Tafel male, und schlägt mit der Faust auf den Tisch und sagt, daß er ein Hurensohn gewesen sei, ein geschniegelter Pfau, ein Wirrkopf und ein Windhund, aber ich weiß, daß zumindest das erste nicht stimmen kann, denn Onkel Vic hat mir erzählt, daß er der Sohn einer Lehrerin war und eines jüdischen Kaufmanns aus Trier, heimlich Gedichte schrieb, kohlen-schwarze Augen hatte und sich, so wie der Struwwelpeter, weder die Haare noch die Fingernägel schneiden wollte, so daß er eine dichte Mähne bekam, die ihm immer in die Stirn fiel und die er mit zerstreuter Geste daraus entfernen mußte. Das mit den Fingernägeln ist vermutlich erlogen, aber beweisen läßt es sich nicht, denn es gibt kein Bild von ihm. Er wollte alles werden und wurde dann gar nichts, er war auch jünger als Mama, sieben Jahre oder sogar mehr; und dann sind sie nach Amerika gegangen, klammheimlich, trafen sich in Paris, und als Papa den Brief bekam, brach er zusammen, wurde krank vor Kummer, hat uns Matilde erzählt, die es ihrerseits von Artus hat, und dann verbrannte er alle ihre Sachen, ihre Fotografien, ihre Bilder, Briefe, Kleider, alles, und behauptete, sie sei tot. Es war gar nicht leicht, herauszufinden, daß das nicht stimmte, denn alle anderen, bei denen ich nachbohrte, gaben ausweichende Antworten. Fragt euren Papa, murmelten sie. Onkel Vic war der einzige, aus dem man überhaupt etwas herausbekam, aber es war schon seltsam, daß er die Geschichte jedes Mal ein wenig anders erzählte. Ich glaube, daß Anton Sternberg Revolutionär geworden ist, denn solche Leute wie er, die so gut reden können, daß ihren Zuhörern die Tränen kommen, die werden Revolutionäre und gehen nach Amerika (Onkel Vic allerdings sagte letztes Jahr, und ich weiß noch, daß er dabei lächelte, als empfinde er ein boshafes Vergnügen, Sternberg sei Herausgeber eines Lokalblattes in San Francisco geworden. Ich war so enttäuscht, daß ich fast weinen mußte, und mir schien, als gäbe es kein traurigeres Ende für jemanden, der das Zeug gehabt hätte, ein Volkstribun zu sein). Ich fragte Artus aber dann doch, warum genau er fand, daß Sternberg ein Hurensohn sei, d.h. ich schrieb es auf die Tafel, um zu sehen, was für eine Antwort ihm darauf einfallen würde. Natürlich er tat auf einmal so, als könne er's nicht lesen, holte sich seine Brille aus der Schublade - sie gehört gar nicht ihm, es ist eine alte von Papa, die Artus aus der Mülltonne gefischt hat, weil er es nicht einsehen kann, daß man

etwas wegwirft, was noch tadellos in Ordnung ist - und setzte sie sich umständlich auf die Nase. Dann las er bedächtig, was ich geschrieben hatte, kniff die Lippen zusammen, wischte alles weg und schrieb hin, das möchtest du wohl gerne wissen, eh, und hielt es mir dicht vor die Nase, und als ich protestierte und wilde Gesten machte, um ihm zu bedeuten, du schummelst ja, Artus, so geht das aber nicht, bei Artus muß man immer ein wenig übertreiben, weil er ja nichts hört, da stieß er eine Art Knurrelaut aus und warf mich hinaus und ließ von innen den Riegel fallen, da war dann nichts mehr zu machen.

Also an Mama denke ich, wenn ich in meiner Baumkrone sitze, so wie ein Falke in seinem Nest, ob sie vielleicht noch einmal zurückkommen wird und ist die Frau eines mexikanischen Grafen geworden, oder eines Millionärs und nimmt uns mit, alle drei, reich eingekleidet, auf eine Reise in die Südsee, aber ich weiß doch auch, daß das unserem Vater das Herz brechen würde ... vielleicht könnte man Marie-Belle überreden, bei ihm zu bleiben, denn Marie-Belle sieht Mama am ähnlichsten, hat die gleichen blonden Haare, den rosigen Teint und den entrückten Blick, der Papa rasend machen kann, denn er sagt, es ist die Dummheit selbst, die so dreinsieht und nichts weiter. Ich kann aber nicht glauben, daß sie wirklich tot sein soll, obwohl es jetzt schon mehr als sieben Jahre her ist, daß man das letzte Lebenszeichen von ihr erhielt. Sie war nie eine Briefeschreiberin, und Bücher hat sie auch nicht gelesen, dafür konnte sie stundenlang in der Oper sitzen und war romantisch bis in die Haarspitzen. Artus sagte einmal, wenn einer kam und machte ihr schöne Augen und sprach schöne Worte noch dazu, dann glaubte sie alles, auch die fingerdickste Schmeichelei.